

Türcke, Christoph

Das Altern der Kritik

Pädagogische Korrespondenz (1998) 22, S. 5-13



Quellenangabe/ Reference:

Türcke, Christoph: Das Altern der Kritik - In: *Pädagogische Korrespondenz* (1998) 22, S. 5-13 -

URN: urn:nbn:de:0111-opus-85309 - DOI: 10.25656/01:8530

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-85309>

<https://doi.org/10.25656/01:8530>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<https://pk.budrich-journals.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

ESSAY

- 5 *Christoph Türcke*
Das Altern der Kritik

DAS HISTORISCHE LEHRSTÜCK I

- 14 *Sven Drühl*
Sokratische Ironie

DAS HISTORISCHE LEHRSTÜCK II

- 25 *Martin Heinrich*
...ergo sum
Descartes' »Fabel«, wie er zum richtigen Gebrauch der Vernunft kam

GRUNDLAGENTEXTE

- 43 *Andreas Gruschka*
Ich helfe Dir, es nicht zu tun!
Von der Verselbständigung der Pädagogik in der Leitfadensliteratur

DIDAKTIKUM

- 65 *Martin Heinrich*
Fifty-Fifty
Kommunikative Didaktik, oder:
»Wie man sich Herrschaft und Freiheit im Unterricht teilen kann«

BERICHT AUS DER FREMDE

- 77 *Henry Giroux*
Wer macht den Kids den Calvin madig?
Jugendliche Körper, Pädagogik und kommerzialisierte Freuden

AUS DEN MEDIEN

- 86 *Karl-Heinz Dammer*
Tagesbefehl: Nimm und lies!

Christoph Türcke

Das Altern der Kritik¹

Mit dem 20. Jahrhundert kommt endlich an sein Ende, was lange schon ein Auslaufmodell war: die Kritik. Die Gesellschaft, die Kultur, die Fortschrittsdynamik – wie soll man die kritisieren? Das ist, als würde man den Wind dafür zur Rechenschaft ziehen, daß er weht. Soziale Zustände und Prozesse kann man beschreiben, man kann aufzeigen, wo sie Entscheidungs- und Handlungsspielraum oder Steuerungsmöglichkeiten aufweisen. Aber Sozialkritik oder Kulturkritik in dem Sinne, daß wir eine andere Gesellschaft und Kultur bräuchten, ist ebenso sinnlos wie eine andere Natur zu verlangen. Die mikroelektronische Revolution, die Globalisierung und Vernetzung sind nicht mehr rückgängig zu machen – zu einem Teil der Naturevolution geworden.

Es mehren sich die Stimmen, die in diesem Tenor Bilanz des ablaufenden Jahrhunderts ziehen. Sie werden in den nächsten zwei Jahren zu einem ganzen Chor anschwellen, der für das neue Jahrtausend ein neues, kreatives, vom Bremsklotz der Kritik endlich befreites Denken reklamieren wird. Halten wir uns nicht bei dem performativen Widerspruch auf, in den die Kritiker der Kritik geraten, indem sie genau das tun, was sie für überholt deklarieren, nämlich kritisieren; auch nicht bei dem selbst längst unter Wiederholungszwang stehenden Aufruf zu einem neuen Denken, das, sobald es erste Proben seiner Kunst gibt, gewöhnlich lauter alte Bekannte wiederbegegnen läßt. Nehmen wir vielmehr zur Kenntnis, daß die Parole vom Ende der Kritik mit derartigem Rückenwind segelt, daß man erst einmal für einen Augenblick philologisch und historisch ausholen muß, um ihr nicht sogleich zu erliegen.

Kritik kommt vom griechischen *krinein*, das ebenso unterscheiden wie entscheiden, beurteilen wie verurteilen heißen kann. *Krisis* ist daher der »kritische« Zustand: der der physischen oder sozialen Gärung, wo die Elemente im Begriff sind, sich zu scheiden, oder wo sich *entscheidet*, wie es ausgeht – vor Gericht, auf dem Kampfplatz, im Krankenbett oder wo es auch sei. Als das griechische Fremdwort Kritik sich einbürgerte, wurde der entsprechende kritische Zustand stets mitgedacht. Was wäre die *Kritik der reinen Vernunft* ohne den gleichzeitig ganz Mitteleuropa erfassenden, in der französischen Revolution kulminierenden sozialen Gärungsprozeß, worin die christlichen Grundsätze ihre Haltbarkeit verloren und das Bestreben um sich griff, »sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen«. In dieser historischen Situation das Vernunftvermögen zu »kritisieren«, d.h. seine Verfahrensweise und Reichweite auf den Prüfstand zu heben, das Gebiet, auf dem es sich irrtumsfrei bewegen kann, klar zu umreißen und genau den Punkt zu benennen, von dem an es über seine Verhältnisse lebt: das war nicht nur ein philosophisches Geschäft, sondern auch Eingriff in ein schwebendes soziales Verfahren: den »Ausgang aus selbstverschuldeter Unmündigkeit«.

Erst recht gilt das für die Kritik der politischen Ökonomie. Marx wollte das »ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft« in dem historischen Moment darstellen, wo dieses Gesetz die moderne Gesellschaft in ihren finalen Gärungsprozeß zu treiben schien. Die Kenntnis dieses Gesetzes sollte denjenigen, die am meisten unter diesem Gesetz leiden, nämlich den Proletariern, helfen, diesen Prozeß zu einem guten Ende hin abzukürzen: das Bewegungsgesetz außer Kraft zu setzen. Unter Krise war einerseits die normale Wirtschaftskrise mit all ihren bekannten Insignien wie Lohnsenkung, Massenentlassung, Konkurs und Inflation verstanden; jede einzelne dieser Krisen war aber zugleich als Vorbote der Endkrise, der End-Scheidung gedacht, worin nicht nur etwas im kapitalistischen System zusammenbrechen würde, sondern dieses System selbst. Daher das Zittern von Regierungen und herrschenden Klassen vor dem »Gespenst des Kommunismus«. Daß die Kritik im Begriff sei, eine fallende Gesellschaft zu stoßen, war nicht nur Überzeugung der proletarischen Bewegung, sondern auch ein weit verbreitetes bürgerliches Lebensgefühl.

Als fünfzig Jahre nach Marx' Tod in Deutschland der Nationalsozialismus siegte, entstand ein dritter Typus von Kritik: eine, die sich dem Skandal stellen mußte, daß »die Menschheit, anstatt in einen wahrhaft menschlichen Zustand einzutreten, in eine neue Art von Barbarei versinkt«, wie es in der *Dialektik der Aufklärung* heißt. Besagte Barbarei aber war bereits ein nachkritischer Zustand: entschiedenes Desaster, Zusammenbruch all dessen, was Mitteleuropa sich bis anhin an kulturellen Errungenschaften zurechnen konnte, aber dennoch nur ein Zusammenbruch *innerhalb* des kapitalistischen Wirtschaftssystems, das sich damit in einem vorher nicht absehbaren Maße als haltbar und seine inneren Krisen als Jungbrunnen seiner selbst offenbarte. Es hat den Faschismus genauso überstanden wie den Sowjetkommunismus, im Typus der westlichen Demokratie eine vergleichsweise humane Verwaltungsform gefunden und steht seither alternativlos da: ohne daß seine Krisen, die auch weiterhin sein Motor sind, auf eine End-Scheidung noch ersichtlich hintrieben. Seit es Atomwaffen gibt, ist es zwar menschliche Ermessenssache, ob die Menschheit weiterlebt, aber selbst das muß das bestehende Wirtschaftssystem nicht antasten. Wenn es keine Menschen mehr gibt, ist es zwar ebenfalls verschwunden, aber gegenwärtig droht eher, daß Atomwaffengangstertum schlagartig oder die Ausdünnung der Ozonschicht allmählich die Menschheit dahintrifft, als daß die neue Krisenform des *jobless growth* den ihr gesamtes Ökonomisches Gehäuse aufplatzen läßt. Schon bei Marx war der Schluß vom Einzelzusammenbruch auf den Gesamtzusammenbruch so, wie wenn die Metaphysiker von einzelnen zweckmäßigen Naturprozessen auf einen Endzweck der Natur schließen oder von den nachweislichen Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen auf eine erste Ursache der Welt: eine *metabasis eis allo genos*, d.h. ein durch keine Argumentation gedeckter, sondern lediglich durch Wünsche motivierter Gedankensprung.

Die Kritik-Kritiker haben also einen entscheidenden Punkt getroffen: Wir befinden uns zwar nicht in einem nachmodernen Zustand, denn die treibenden Kräfte der modernen warenproduzierenden Gesellschaft sind stärker denn je, wohl aber in einem nachkritischen. Krisis gibt es nur noch in eingeschränktem Sinne, etwa bei der Frage, wie der nächste Putsch, die nächste Wahl, Bewerbung, Krankheit oder Lieb-

schaft ausgeht: Fragen, die für die Betroffenen nicht minder existentiell sind als wenn gleich die ganze Gesellschaft auf dem Spiel stünde – und sich doch anders stellen, mit anderer Gewichtung und Ausrichtung, wenn sie sich auf dem Boden der herrschenden Vergesellschaftungsform stellen als wenn sie zugleich diesen Boden selbst in Frage stellen. Wo sie das nicht mehr tun, ist der Zustand nachkritisch, und das bringt die Kritik selber in einen kritischen Zustand. Einerseits kann sie nicht so tun, als lägen der Widersinn und das Elend, das der globale Marktzwang mit all seinem Reichtum produziert, nicht offen zutage. Sie kann also nicht aufhören. Andererseits kann sie nicht weitermachen wie bisher. Ohne die große Krisis, worin die herrschende Vergesellschaftungsform selbst zur Disposition steht, ist sie vom Nährboden, der sie einst groß und stark machte, abgeschnitten.

Solches Abgeschnittensein ist der Zustand der kritischen Theorie. Adorno hat sie bereits in den 40er Jahren »Flaschenpost« genannt: eine Botschaft, die ohne bestimmte Adresse dem Ozean anvertraut wird in völliger Ungewißheit darüber, ob sie jemals zu Empfängern gelangt, die mit ihr etwas anfangen können. Als die Studentenbewegung der 60er Jahre diese Botschaft »mit lautem Knall« entkorkte, wie sich Leo Löwenthal einmal ausdrückte, da geriet sie zwar für einen historischen Augenblick in den Lichtkegel weltweiter Aufmerksamkeit, aber nicht, weil sie ins Kraftfeld einer neuen Krisis eingetreten wäre. Vielmehr war das gerade das Mißverständnis zwischen ihr und vielen ihrer studentischen Anhänger, daß letztere glaubten, die neue revolutionäre Situation sei da, während diejenigen, die durch ihre kritische Theorie diesen Glauben angeregt hatten, ihn als Illusion bekämpfen mußten. Sie hatten ja recht: Zu den großen Entscheidungssituationen der 10er und 20er Jahre verhielt sich die Studentenbewegung wie ein fernes Nachbeben, das zwar einige althergebrachte Gewohnheiten, Autoritäten und Umgangsformen erschütterte, aber keinen Augenblick im Begriff stand, die kapitalistische Gesellschaft zum Einsturz zu bringen – und stattdessen die paradoxe Konstellation zeigte, in die Kritik in nachkritischer Zeit gerät.

Einerseits ist sie veraltet; die große Krisis, von der sie zehrte, ist vorüber. Andererseits ist die nachkritische Gesellschaft selbst veraltet – nicht losgekommen von einer Vergesellschaftung, die ihre eigenen unerhörten Möglichkeiten allgemeinen Wohl-

stands und individueller Entfaltung systematisch blockiert. Die Antiquiertheit der bestehenden Vergesellschaftung in all ihren Innovationskapriolen aufzuzeigen, ist daher die zeitgemäße Aufgabe der Kritik, mit der sie für ihre eigene Antiquiertheit büßen muß. Sie hat eine Schuld an ihrem Fortbestehen. In dem Maße, wie sie in der kritischen Zeit nicht geleistet hat, was sie versprach, muß sie in der nachkritischen nachsitzen: ihr eigenes Versagen abbüßen, rücksichtslos werden, auch gegen sich selbst und ihre eigenen Erfolgsaussichten, mit einem Wort: in sich gehen. Zum Fortbestehen der Kritik gehört die Scham darüber, daß es nötig ist.

Dieser selbstreflexive Bußgang vollzog sich allerdings in den Meisterköpfen der kritischen Theoretiker derart brilliant, daß Botho Strauß sich über Adorno zu dem Nachruf hinreißen ließ: »Wie prunkend ist noch zu meiner Zeit gedacht worden!« Was Strauß mit Prunk verwechselte, nämlich die dialektische äppigkeit, mit der das Adornosche Spätwerk im Gegensatz zum immer karger, fast stumm werdenden Horkheimer tatsächlich noch einmal aufblüht, dankt sich freilich der Tatsache, daß Adorno mehr als alle seine Mitstreiter zugleich zweierlei im Blick hatte: das große Ganze und das Detail. Wenn er argwöhnte: »Man wagt das Ganze nicht mehr zu denken, weil man daran verzweifeln muß, es zu verändern«, so meinte er mit dem »Ganzen« die Weltgesellschaft der 60er Jahre: eine kapitalistische »erste« Welt, eine sich sozialistisch nennende »zweite«, die doch bloß das Negativ der ersten war, und eine »dritte«, die den Abtritt beider darstellte. Und wenn damals auch nicht absehbar war, wie schnell die zweite Welt zerfallen und erste und dritte ineinander übergehen würden, wie bald die zur permanenten Expansion verurteilte kapitalistische Produktionsweise zu Hunger und Arbeitslosigkeit bedrohlichste Bodenverödung, Wasserverschmutzung und Klimaveränderung addieren würde, so war schon damals kein Rezept, keine Bewegung, keine Politik in Sicht, die dieser Dynamik hätte Einhalt gebieten können. Insofern ist eine Kritik, die einmal gelernt hat, daß sie nicht gründlich sein kann, ohne grundsätzlich zu werden und über den Tellerrand der eigenen Befindlichkeit, Umgebung, Nation, Kultur hinauszuschauen, selbstverständlich »unglückliches Bewußtsein«. Ja sollte sie denn »das Ganze« zu denken wagen und dabei glücklich sein?

Daß Denken unglücklich macht, war noch nie ein Einwand gegen seine Triftigkeit – und das Adornos ist mit dem Adjektiv »unglücklich« zudem nur halb und damit falsch charakterisiert. Denn neben dem Blick aufs Ganze gibt es bei ihm einen Blick aufs Detail, der sich an die kleinsten Nuancen einer musikalischen Partitur, eines Gedichts, einer Wohnungseinrichtung verliert – freilich im Vertrauen darauf, daß sich das selbstvergessene Verfolgen des Details von sich aus zum stummen Ausdruck des Ganzen fügt, über das dabei kein Wort verloren werden muß. Das ist das Benjaminische Erbe der kritischen Theorie: winzige Mosaiksteine der bestehenden Realität so genau und geduldig anzuschauen, bis in ihnen das ganze Mosaik aufblitzt. Wem zu Adorno immer nur die wenigen berühmten Generalisierungen wie »Aufklärung ist totalitär«, »Das Ganze ist das Unwahre«, »Es gibt kein richtiges Leben im falschen« einfallen, aber nie die vielfältigen kulturkritischen, zumal musikalischen Detailstudien, die von Bach bis Boulez das musikalische Innenleben der Gesellschaft aufdecken und den Genuß, den diese ästhetische Erfahrung bereitet, nicht leugnen, der ignoriert eine der entscheidenden Kraftquellen der Kritik im nachkritischen Zeitalter.

Wäre ihr Geschäft eitel Griesgram, gäbe es dabei nicht ein »Glück der Erkenntnis«, wie Adorno es genannt hat, eine intellektuelle und ästhetische Freude am eigenen Tun – sie könnte ihr eigenes Veraltetsein schwerlich ertragen.

Adornos Kraftquellen sind ein Fingerzeig – auch für Gebiete, auf denen er und seine Mitstreiter nicht oder ungenügend gearbeitet haben, wie dem der Ökonomie, Ökologie, Ethnologie. In Detail- und Lokalstudien vom Ganzen zu handeln statt es selbst dauernd auf den Lippen zu führen, es aber um so fester im Blick zu haben, je weniger es genannt wird: aus dieser Spannung lassen sich kritische Funken schlagen und konkrete Veränderungen im Kleinen anpacken, die den Ausblick auf die großen nicht verstellen. Jede Kampagne zur Schadstoffverringerung kann nur an Ort und Stelle kritische Wirkung haben, aber jede kann zugleich das Antiquierte, ja Archaische einer Gesellschaft zeigen, die auch im hochtechnologischen Zustand immer noch nicht dahin geraten ist, mit ihrem eigenen Müll fertig zu werden. Und genau so müßte Kritik an allen Fronten verfahren: an den jeweils neuesten Gestalten des Fortschritts die Patina sozialer Antiquiertheit bemerkbar machen.

Details sind das Lebenselixier der Kritik, aber sie zermürben sie auch. Kritik ist durch Details nicht beliebig regenerierbar, aber auch nicht durch sich selbst. Adorno hat dieses Problem auf einem nur scheinbar entlegenen Gebiet aufgegriffen: in seinem Aufsatz über das *Altern der neuen Musik* – darüber, daß der Schock des Ausbruchs aus der Tonalität, aufgefangen in einem System von zwölf gleichberechtigten Halbtönen, innerhalb dieses Systems auf die Dauer verebbt statt lebendig gehalten wird. Man kann zwar bis ultimo in Zwölftonreihen weiterkomponieren, aber der Impuls, der sich darin erhalten soll, verflüchtigt sich dabei zusehends. Ästhetischer Ausdruck bewährt sich an dem Gespür dafür, welche Ausdrucksformen an der Zeit sind und welche »nicht mehr gehen«.

Nun ist Kritik zwar nicht Kunst, aber allemal Ausdruck. Sie registriert nicht einfach Fakten und Verläufe, sondern stellt sie dar, und man kann bestimmte Prozesse, wie etwa die Abholzung des amazonischen Regenwaldes, nicht angemessen darstellen, ohne zugleich ihre Absurdität darzustellen. Der objektivste Ausdruck der Sache ist hier zugleich der subjektivste: die Empörung. Die aber ist nur echt, wenn sie durch die Sache selbst spricht, nicht von außen als Wertung, Gestus, Sentiment

hinzutritt. Weil Empörung durch Inszenierung, Propaganda, gestanzte politische Beileidssprache, die die Skala von tiefer Trauer bis zu Abscheu und Empörung je nach Anlaß virtuos abspielen, aufs Äußerste kompromittiert ist, kann sie sich, ohne peinlich zu werden, nur dann noch äußern, wenn sie jegliches überflüssige Pathos vermeidet. Es gibt keine Kritik ohne Pathos, aber Formen, in denen sie sich einmal authentisch ausgedrückt hat, verbrauchen sich, sie altern nicht minder als die der neuen Musik, und je länger Kritik zum Weitermachen verdammt ist, desto mehr muß sie sich klarmachen, daß sie nicht einfach weitermachen kann wie bisher. Zu kritisieren gibt es zwar mehr als genug, mit jedem kritisierten Phänomen wächst aber auch die Gefahr der Altersstarre des kritischen Verfahrens.

Es gibt ein Altern der Kritik, und die Kritiker sind daran nicht unschuldig. Deshalb haben diejenigen, die das Ende der Kritik verkünden, ja solchen Aufwind. Man macht es sich mit den französischen Neudenkern, von denen viele als stramme Marxisten angefangen haben, zu einfach, wenn man sie lediglich als Umfaller verbucht. »Wir wissen«, sagt Baudrillard, »daß jede Kritik, jede Gegenkraft das System nur ernährt«. Das ist, wie wenn man sagte: Jede Krise stärkt nur das System. Sie tut es auch, aber nicht nur: Nichts zeigt das System so schwach wie seine Wirtschaftskrisen, nichts weckt so sehr wie sie den Verdacht, ein System, das so etwas produziert, sei als ganzes schief gewickelt. Auch Kritik hört nicht einfach auf, zu untergraben, nur weil sie zugleich als belebendes Element fungiert. Nur muß sie ihre zwiespältige Doppelrolle in ihre Reflexion aufnehmen statt den überstürzten Fehlschluß ziehen: also muß etwas anderes her als Kritik.

Es gibt für den Theoretiker nichts anderes als *krinein*: beurteilen, verurteilen, scheiden, entscheiden. Es gibt allenfalls eine andere Kritik, eine, die ihrer eigenen Kompromittiertheit Rechnung trägt. Zur modernen Kunst gehört schon lange, daß sie dagegen aufbegehrt, bloß Kunst zu sein. Dadaismus und Surrealismus waren Bewegungen von Künstlern gegen die Kunst, und doch hörten sie deswegen nicht auf, künstlerische Bewegungen zu sein. Allerdings: Seither besteht Kunst nur noch durch ihre Selbstverleugnung hindurch; ihre ästhetische Ausdruckskraft bezieht sie aus dem Sträuben dagegen, nur ein weiteres Stück im großen Arsenal der Kunstwerke zu sein. Die sogenannten postmodernen Theoretiker haben etwas von dieser Ausdruckskraft

in die Theorie hinüberretten wollen, und wenn Öffentliche Resonanz ein Kriterium wäre, so müßte man sagen: sie haben es geschafft. Sie werden gelesen und verbreitet wie kein zweiter Theorietypus. Ihr hochentwickeltes Sensorium für die Bedeutung von Audiovisualität, Virtualität, Geschwindigkeit, Vernetzung, kurzum, für alles, was die Glocke mit dem Siegeszug der neuen Medien geschlagen hat, wäre ausschließlich vorbildlich, wäre es nicht von bestimmten überstürzten Trugschlüssen gelenkt, wie daß unsere Epoche nicht mehr modern sei, daß in ihr folglich Kritik nicht mehr gehe, daß die allseitige mediale Vernetzung Bilder an die Stelle der Dinge setze und die Wirklichkeit selbst zum Simulacrum mache (Baudrillard) oder dazu nötige, die Geschichte in die Zeitalter der formalen, der dialektischen und der paradoxalen Logik des Bildes neu einzuteilen (Virilio). Wo immer die Theorie der neuen Phänomene selbst etwas ganz Neues, wo sie mehr sein will als Kritik, ist sie weniger. Aber gerade das prätentiose Mehr ist es, was ihr so viel Widerhall verschafft. Wo immer eine neue Gesellschaft ausgerufen wird, sei es die postmoderne, postindustrielle, die Risiko- oder Informationsgesellschaft, als sei's eine neue Epoche und nicht eine neue Gestalt der alten marktförmigen Vergesellschaftung – prompt fliegen dem Ausrufer die Herzen zu wie die Motten dem Licht, so tief sitzt der kränkende Stachel, daß die alte, überlebte Gesellschaft nicht vergeht.

Diese Kränkung zu bearbeiten, gehört zur Ideologiekritik der Jahrtausendwende. Doch welches kompromittierte Wort ist Ideologiekritik. Sie kann nur noch wirken, wo sie sich sträubt, es zu sein, wo sie den »postmodernen« Widerwillen gegen Kritik als den Widerstand in sich aufnimmt, in dessen Überwindung ihr einzig noch Ausdruckskraft zuwächst. Übrigens ist Benjamin, an literarischen Ausdrucksformen durchaus reicher als Adorno, schon in den 20er Jahren einmal, sozusagen in theoretischer Notlage, bis an den neuralgisch-kritischen Punkt gegangen, an dem es die Postmodernen nicht aushalten. Als er 1926 nach Moskau reiste, stand für ihn fest, daß diese Stadt Mittelpunkt eines welthistorischen Experiments sei, das angesichts der Alternative, nämlich Fortbestehen des Imperialismus, unbedingt versucht werden mußte, auch auf die Gefahr des Scheiterns hin; nur in Relation zu seiner historischen Notwendigkeit sei der Grad seines Miß- oder Gelingens bestimmbar. Hier war noch Krisis im altgriechischen Wortsinn, keineswegs absehbar, wie der Ausbruch aus der kapitalistischen Wirtschaftsordnung ausgehen würde, nur fehlten Benjamin die wirtschaftlichen und politischen Daten, um den Stand der Krisis beurteilen zu können: Kritik zu leisten. Also half er sich mit einem Stadtbild, einer physiognomischen Momentaufnahme Moskaus, in der, wie er hoffte, »alles Faktische schon Theorie« ist und die sich damit aller deduktiven Abstraktion, aller Prognostik, ja in gewissen Grenzen auch allen Urteilen enthält«. Ob sein Text leistet, was er sich vornahm, oder nicht – der Kunstgriff, Kritik nicht als Kritik, sondern als Stadtbild oder, später, als Bilderbogen der eigenen Kindheit zu formulieren, dabei bis an den Rand der Literatur zu gehen, aber so, daß jede bildhafte Bewegung zugleich eine argumentative enthält: das verrät ein Gespür für das Altern der Kritik, noch ehe ihre Runzeln so recht hervortraten.

Was Benjamin 1940 von der Theologie sagte, nämlich daß sie »heute bekanntlich klein und häßlich ist und sich ohnehin nicht darf blicken lassen«, das gilt zur Jahrtausendwende von der Kritik selbst. Sie kann nicht mehr unvermummt weitermachen und vollmundig von der Brechung des Banns reden, den das »ökonomische Bewe-

gungsgesetz der modernen Gesellschaft« ausübt, ohne als buckliger Zwerg dazustehen, der sich anheischig macht, Gewichte zu stemmen, die er keinen Millimeter vom Boden bekommt – ganz wie die Theologie übrigens, wenn sie von Rettung und Erlösung spricht, als wüßte sie, daß sie stattfinden werden. Kritischer und theologischer Impuls werden vom nachkritischen Zeitalter denn auch näher aneinandergerückt, als ihnen lieb ist. Beide intendieren etwas, was beim gegenwärtigen Stand der Dinge über menschliche Kräfte geht, und je globaler und naturhafter der Markt wird, desto mehr ähnelt sich der Gedanke der Emanzipation vom Marktzwang dem der Errettung von der Naturverfallenheit an.

Genau das ist ja unsere Rede, sagen die Kritik-Kritiker. Gegen den Marktzwang sein ist wie gegen die Natur sein. Wenn Kritik derart grundsätzlich wird, dann braucht sie gar nicht erst anzufangen, denn ihr Ziel ist vorab unerreichbar. Das Gegenteil aber ist wahr: Wenn Kritik *nicht* grundsätzlich werden will, braucht sie gar nicht erst anzufangen. Es steckt in ihr ein Drang, um nicht zu sagen ein Trieb zum Grundsätzlichen, der sich zwar unterdrücken, aber nicht eliminieren läßt. Kritisieren ist fast so unvermeidlich wie Nahrungsaufnahme. Dauernd gibt es irgendetwas, was einem nicht paßt: das neue Regierungsprogramm, das Verhalten des Nachbarn, das Gesicht des neuen Kollegen, das neue Kleid der Ehefrau, das Essen. *Krinein* gehört zur Alltagsbewältigung, aber *zum krinein* gehört, daß es über seine läppischen Alltagsanlässe hinauswächst, auch die Bedingungen ungesunder Nahrung, fragwürdiger Mode, frostiger Nachbarschaft oder demokratischer Wahlen in Erwägung zieht und bei Bedarf wiederum deren Bedingungen. Was man Lernen oder Horizonterweiterung nennt, ist solches Hinauswachsen. Dem Wachstum der Urteilskraft sind zwar Naturgrenzen gesetzt – es gibt Dinge oder Prozesse, die zu klein, zu weit entfernt, zu komplex oder zu schnell sind, um beurteilt werden zu können – aber keine Grundsätzlichkeitsgrenzen. Daß der Bürger zwar unbedingt mündig sein solle, aber bitte nur auf kommunaler Ebene, weil nationale und internationale Angelegenheiten weit über seinen Horizont gehen: der Politiker, dem dieser Wahlslogan einfiel, hätte vorab verspielt, obwohl ja nicht falsch ist, daß die internationalen Verflechtungen einen undurchschaubaren Komplexitätsgrad angenommen haben. Aber die treibenden Kräfte dieser Komplexität – auch Sachzwänge genannt, was zumeist soviel heißt wie

Marktwänge – sind oft erschreckend einfach. Man muß kein ökologieexperte sein, um die Folgen der gigantischen Autoproduktion, die VW demnächst in China startet, für die Erdatmosphäre vorauszusehen – wie verwickelt das Geflecht von Handelsverträgen und Umweltschutzklauseln auch sei. Ebenso kann zwar den Dschungel der deutschen Steuer- und Rentenreformdebatte kein Nichtfachmann mehr durchschauen. Um so transparenter ist deren Grundlage: die simple Tatsache, daß die nicht wegzubekommende Arbeitslosigkeit die Steuerkassen leert und zu Sparmaßnahmen nötigt. Daß der Markt nicht anders kann als Arbeitslose machen, weil er als Selektionsinstanz mit Arbeitskräften nicht anders verfährt als mit sonstigen Waren, die einen annimmt, die andern liegen läßt, und letzteres desto mehr, je mehr Hochtechnologie Arbeitskräfte überflüssig macht, können sich Kinder an fünf Fingern abzählen. Eine Kritik aber, die solchen Kindern aus der Seele zu sprechen und das Komplex so durchdringend anzuschauen weiß, daß das Einfache darin wie selbstverständlich hervortritt, hat die ganze Kraft der Überraschung.

Wo die gelingt, wo das einfache, klare Wort am exponierten Ort nicht gescheut wird, kann es auch heute noch wie ein Nadelstich wirken. »Ich schäme mich meines zum bloßen Wirtschaftsstandort verkommenen Landes, dessen Regierung todbringenden Handel zuläßt und zudem den verfolgten Kurden das Recht auf Asyl verweigert.« Dieses Bekenntnis, am heimischen Eßtisch gemurmelt, verpufft. Von Günter Grass in der Frankfurter Paulskirche ausgesprochen, hat es gesessen und, dank des Privilegs der Prominenz, zweierlei gezeigt: den Biß, den Kritik eigentlich täglich haben müßte, und die Scham als ihr reflexives Ferment.

Wer noch nicht wußte, was »nachkritisch« heißt, der hat es am Rauschen im Blätterwald nach der Grass-Rede lernen können: am Konzert der Wadenbeißer, denen seine Äußerung zu undifferenziert, überspitzt, unbedacht, präntiös, moralisierend und was noch alles war. Der nachkritische Zustand ist nicht etwa einer, wo es keine Kritik mehr gibt, sondern einer, worin sie kriterienlos losgelassen ist. Jeder gibt, wie in der Talkshow, seinen Senf zu allem, und nirgends ist mehr ein sozialer Brennpunkt sichtbar, der alle kritischen Impulse bündeln und reflektieren könnte. Der nachkritische Zustand ist der der Entfesselung, Entwertung und Vergleichgültigung der Kritik und genau dadurch einer der postmodernen Beliebtheit. An allem herummäkeln ist gestattet, ja willkommen. Nur eines darf die Kritik nicht: grundsätzlich werden. Doch wo ein Tabu ist, ist auch der Drang, es zu brechen, und die phantasievollste Art, diesem Drang zum Durchbruch zu verhelfen, wäre für eine Kritik, die diesen Namen noch verdient, zugleich die schönste Art, sich ihre alten Tage zu verstüßen.

ANMERKUNG

- 1 Erstveröffentlichung dieses Aufsatzes in: Musik und Ästhetik. Hrsg. v. Ludwig Holtmeier, Richard Klein und Claus-Steffen Mahnkopf. 2. Jahrg. Heft 5. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag 1998. S. 85–94. Wir danken den Herausgebern für die freundliche Genehmigung zum Wiederabdruck des Aufsatzes.